

Als die BBC-Korrespondentin Katya Adler Ende der neunziger Jahre nach Berlin entsandt wurde, fragte sie die Redaktionsleiterin in London, was die gerne aus Deutschland erfahren würden. „Sie wissen ja, wie es ist“, lautete die Antwort. „Es ist ein bisschen trüb, aber was wir haben müssen, ist etwas über die Wirtschaft und vielleicht eine Nazi-Story.“ Adler erzählte die Anekdote, als sie unlängst das Buch ihres Journalistenkollegen John Kampfner vorstellte, das schon im Titel verrät, wie sehr sich die Zeiten verändert haben: „Why the Germans Do it Better“ – warum es die Deutschen besser machen.

Deutschland ist sexy geworden im Königreich. Kampfners Buch stieg in wenigen Tagen auf die Bestsellerliste der „Sunday Times“, sein Verlag soll Mühe mit dem Nachdrucken haben. Überrascht und überwältigt gab sich der Autor bei seiner Buchpräsentation. Dabei dürfte Kampfner gehäht, zumindest gehofft haben, dass er mit seinem Lob auf Deutschland einen Nerv treffen würde. „Guckt euch dieses Land an, ihr Briten, ihr Amerikaner, und lernt von seiner Bescheidenheit!“, rief er aus. Damit sprach er vielen Briten aus der Seele, jedenfalls all denen, die an ihrer Regierung verzweifeln.

„Humility“, was sich auch als Demut übersetzen lässt, ist nicht die einzige Tugend, die Kampfner den Deutschen bescheinigt, obwohl er diese besonders betont: „Ihr seid so viel besser, als ihr denkt!“, ruft er ihnen zu. Kampfner, der in den achtziger Jahren als Korrespondent in Bonn und Ost-Berlin gearbeitet hat und für das Buch noch einmal ausgiebig gereist ist, sieht Deutschland als Modell schlechthin: hart arbeitend, aufs Wesentliche bezogen, sozial zusammenhaltend und ehrlich mit sich selbst, vor allem mit der eigenen Vergangenheit. „Wir im Königreich haben keinen Mangel an Hybris, an ‚Rule, Britannia!‘, an Arroganz und an Rückblicken auf unsere glorreiche Vergangenheit“, sagt er. „Warum lernen wir nicht von der stillen Kompetenz eines anderen Landes?“ Stille Kompetenz, das hört man wiederum als Deutscher gerne.

Etwas scheint sich verändert, ja verkehrt zu haben im Verhältnis der Briten und der Deutschen. Lange Zeit, eigentlich bis vor wenigen Jahren, wurde ja überwiegend andersherum geschwärmt. Generationen von Deutschen betrachteten die Briten als eine Art auserwählte Nation. Man blickte auf zu ihrer Weltläufigkeit, ihrer historischen Sonderstellung, ihrer Redegabe, ihrem Humor, ihrem Mut zur Exzentrizität. Die Briten machten es vielleicht nicht besser als die Deutschen, aber glamouröser, ausgeruhter, kreativer, selbstbewusster. Kern der Bewunderung war der zivile Bürgersinn des in Freiheit geborenen Engländer, den der England-Kenner Johann Wilhelm von Archenholtz den Deutschen schon 1785 näherbrachte: „Das Bewusstsein der Freiheit und der Schutz der Gesetze verursacht, dass der gemeine Mann gegen Vornehme, ja selbst gegen die ersten Männer des Staates nur geringe Achtung zeigt, es sei denn, dass sie sich durch ihr Betragen Popularität erworben haben.“ Respekt vor der kultivierten Respektlosigkeit, vor dem bürgerlichen Selbstbewusstsein der Briten, blieb ein Kontinuum, über alle Epochen und Kriege hinweg. Geschwärmt wurde von Kleist und Goethe, von Heine und Fontane, von Ralf Dahrendorf und Helmut Schmidt. Wer Geist hatte, fühlte sich auf der Insel zu Hause. Wer ästhetisch auf sich hielt, ließ seine Anzüge in der Savile Row schneiden oder trug wenigstens ein Tweedjacket. Wer Wert für seine Kinder erreichen wollte, schickte sie auf ein englisches Internat und, wenn möglich, im Anschluss nach „Oxbridge“. Von England lernen hieß Stil lernen, auch Haltung und Schliff. Das Königreich ging durch Krisen, es verlor sein Weltreich, verarmte in den Siebzigern und überdrehte unter Thatcher und Blair, aber es tat all das erhobenen Hauptes und blieb für Deutschlands Anglophile, zumindest bis zum Brexit, das Maß der Dinge.

Jetzt also Rollentausch? Really? Es fällt ein bisschen schwer, das komplizierte Deutschland, das sich am liebsten immer noch als „Bundesrepublik“ vorstellen würde, als Vorbild zu sehen. Ein Volk, das an seiner Geschichte leidet, die Zähne schwer auseinanderkriegt und Eleganz für einen charakterlichen Makel hält – ein Leitstern für die Briten? Ganz so ist es natürlich auch wieder nicht, aber, wie es Fred Studemann sagt, der deutsch-britische Literaturchef der „Financial Times“: „An der neuen Germanophilie ist schon ein bisschen was dran.“ Die fußt zum Teil auf ziemlich alten Topoi. „German Efficiency“ wird auf der Insel spätestens seit dem Erläutern der deutschen Universitäts- und den preußischen Verwaltungsreformen zu Beginn des 19. Jahrhunderts gerühmt. Studemann erinnert daran, dass die Briten schon damals ihre Hochschulen nach deutschem Vorbild reformierten und später auch ihre Ministerialbürokratie. Der Journalist Philip Johnston beobachtet gar einen „Minderwertigkeitskomplex“ gegenüber den „gut organisierten Deutschen“, der seine Landsleute schon seit Ewigkeiten plage.

Die beiden Weltkriege haben gelegentlich in Vergessenheit geraten lassen, dass sich Briten und Deutsche bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts als Gleichgesinnte, ja Cousins betrachteten. Die anderen, das waren aus britischer Sicht Franzosen oder Spanier oder auch Russen. Die Angeln und Sachsen, die im 5. Jahrhundert die Insel bevölkerten und ihr ein neues Gepräge gaben, kamen aus deutschen Gebieten. Es war das Haus Hannover, das das Vereinigte Königreich nach 1714 regierte. Mit der Heirat des Prinzen Alberts trat Königin Viktoria 1840 nur in ein weiteres deutsches Adelsgeschlecht



**Don't mention the War:** Die Briten bewunderten schon 2014 die Deutschen und rannten zu Tausenden in eine Deutschen-Ausstellung im British Museum. Angesichts der Krisen um Brexit und Corona-Pandemie fragen sich immer mehr Inselbewohner, wie die Deutschen alles so viel besser meistern als sie selbst.

Foto Intertopics

Jochen Buchsteiner

# „Einer sitzt immer auf der Couch“

Den Deutschen wird im Vereinigten Königreich immer mehr Bewunderung entgegengebracht. Machen sie es wirklich besser, wie ein neues Buch behauptet? Sind sie gar die besseren Briten geworden? Oder erleben wir alle nur eine politische Laune?

ein, Sachsen-Coburg-Gotha. Es würde den Royals noch heute den Namen geben, hätte ihn Georg V. nicht in der anti-deutschen Stimmung des Ersten Weltkriegs in „Windsor“ geändert.

Nicht nur die Königsfamilie, auch ein Teil des politischen Spitzenpersonals hat deutsche Wurzeln. Von Boris Johnson zieht sich eine Linie ins Haus Württemberg. David Camerons Vorfahren gehen auf Wilhelm IV. zurück, Viktorias Onkel und Vorgänger. Selbst Nigel Farage, der britische Obernationalist, hatte einen Urgroßvater namens Carl Julius Schrod. Heute leben mehr als 300 000 Menschen im Königreich, die in Deutschland geboren wurden. Damit sind sie halbwegs seriösen Schätzungen zufolge die fünftgrößte Gruppe, nach Polen, Indern, Pakistanern und Iren.

Noch vor zwanzig Jahren gehörte es zum Alltag der Deutschen, bei britischen Dinner Partys auf Hitler angesprochen zu werden. Im Jahr 2004 beklagte sich der deutsche Botschafter Thomas Matusek öffentlich über die „Obsession“ mit der Nazizeit, und Außenminister Joseph Fischer hielt genervt fest, dass die Briten nicht vom „Stechschritt“-Image der Deutschen ablassen könnten. Sportredakteure freuten sich, wenn den „Krauts“ auf dem Platz mal wieder der „Blitzkrieg“ heimgezahlt wurde, und es wäre unvorstellbar gewesen, dass das britische Fußballvolk einem Jürgen Klupp zu Füßen liegt.

Es war dann ausgerechnet der Fußball, der viel zur Normalisierung beitrug. Während der WM in Deutschland im Jahr 2006 erlebten die Briten, dass sich ihre Nachbarn verändert hatten. Junge Deutsche mit schwarz-rot-goldenen Fahnen jubelten anderen Mannschaften zu. Deutschland richtete nicht, wie erwartet, ein bierernstes Turnier aus – es feierte eine Fußballparty. Danach begannen die Deutschen, das Königreich zu erobern. Deutsche Künstler, von Kiefer und Richter bis Polke und Gursky erhielten große Ausstellungen. Peter Watson schrieb tausend Seiten über den „Deutschen Genius“. Das Britische Museum widmete

„Germany“ eine Blockbuster-Ausstellung. Deutschen wurden nationale Tempel anvertraut wie das Victoria & Albert Museum, Rolls-Royce oder das Claridge Hotel. Auf der High Street entwickelte sich die Currywurstbude „Herman ze German“ zu einer (kleinen) Kette, und überall breiteten sich deutsche Weihnachtsmärkte aus. Umgekehrt wurde Berlin, das sich frischer und vor allem preiswerter anfühlte als London, zum neuen Hotspot britischer Hipster.

Was also ist heute neu? Nimmt man Kampfners Buch als Maßstab, könnte man sagen, dass gewachsene Sympathie in nackte Bewunderung umgeschlagen ist. Dies fällt umso stärker auf, als gleichzeitig der Insel-Rausch der Deutschen einem schweren Kater gewichen ist. Paul Lever, der als britischer Botschafter den Regierungsumzug von Bonn nach Berlin begleitete, macht dieses Wechselspiel an den Medien fest. Die deutsche Berichterstattung über Großbritannien sei in den vergangenen Jahren „toxisch“ geworden, schrieb er kürzlich in einem Kommentar für das „Royal United Services Institute“, das sich normalerweise mit noch bedeutenderen Fragen der Weltpolitik beschäftigt. Deutsche Medien, schrieb Lever, porträtierten das Königreich als „ein Land, das Mitleid verdient, dessen Führung inkompetent und korrupt ist, dessen demokratische Strukturen zerfallen, dessen Wirtschaft kurz vor dem Zusammenbruch steht und dessen Bevölkerung manipulativ in die Wahl von Extremisten getrieben worden ist“. Im Gegensatz dazu würden britische Zeitungen, die jahrzehntelange Kriegssterotypen bedient hätten, heute „weitgehend respektvoll und korrekt“ über Deutschland berichten. Als Beispiele erwähnt Lever „die weitverbreitete Bewunderung für Deutschlands Wirtschafts- und Sozialsystem, die Effizienz, mit der auf Corona-Pandemie reagiert wurde, und die Qualität der politischen Führung unter Kanzlerin Angela Merkel“.

Wenn die Begeisterung für Deutschland irgendwo Spuren hinterlassen muss, dann beim Goethe-Institut, das in einem herrschaftlichen Gebäude in South Kensington residiert, inmitten des großflächigen Kultur-Ensembles, das Prinz Albert erschaffen hat. Aber Katharina von Ruckte-

schell, die Leiterin des Kultur- und Sprachinstituts in London, kann nur von kleinen Veränderungen berichten. Dass die Briten dem Haus die Türen einrennen, lässt sich jedenfalls nicht behaupten, im Gegenteil. Der Zulauf zu den Sprachkursen lässt seit Jahren nach – so wie Jahr für Jahr weniger junge Briten Deutsch in der Schule lernen. Immerhin, unter den sinkenden Schülerzahlen des Goethe-Instit-

## Am Montag

### Die Gegenwart

Warum steht Deutschland gerade in der Corona-Krise so gut da? Was macht es aus? Auf welchen Fundamenten kann es sich immer wieder neu erfinden?

tuts steigt der Anteil der Briten. Ruckteschell führt das darauf zurück, dass viele Europäer in London, die traditionell die Sprachlabore füllten, brexitmüde das Königreich verlassen.

Zugenommen hat dafür das Interesse britischer Kulturinstitutionen, mit dem Goethe-Institut zusammenzuarbeiten. Auch die Zahl der Bewerber für Praktikastipendien in Deutschland hat sich deutlich erhöht. Das sind keine gewaltigen Verschiebungen, aber insgesamt teilt Ruckteschell den Eindruck, dass sich die Briten verstärken den Deutschen zuwenden, und erklärt das mit einer griffigen Formel: „Brexit, Corona, Merkel“.

Viele Briten sind tief deprimiert von ihrem Land. Kampfner sagt, der Brexit habe ihm „ein Loch ins Herz gerissen“. Er sieht den Abschied von der EU nicht als Ergebnis einer langen politischen Debatte, sondern als Ausweis einer „infantilen“ Gesellschaft, eines „Clown-Lands“. Mit derselben Intensität, mit der Kampfner trauert und hasst, kann er auch bewundern und lieben. Dabei weist er den Deutschen beinahe etwas Erlöserhaftes zu: „Die Welt sehnt sich nach einem Wächter der liberalen Demokratie“, sagte er bei der Buchvorstellung und appellierte an die Deutschen: „Geh voran, Deutschland!“ Das geht natürlich vielen zu weit. Für den Historiker

Simon Heffer liest sich Kampfners Buch eher wie ein weiterer „Rache-Porno“ aus der Feder eines Brexit-Gegners. Das allerdings unterschlägt, dass das Buch jenseits seines ideologischen Überbaus ein solides Porträt des modernen Deutschlands bietet. Außerdem sind es nicht nur die „Remainers“, die Deutschland gerade schätzen. Ruckteschell fällt auf, dass die Deutschen auch von brexitaffinen Briten als „faire Partner“ angesehen werden, als eine Nation, die Großbritannien in Brüssel „nicht über den Verhandlungstisch zieht“ und versucht, den Kontakt zu halten. In diesem Spagat übt sich auch das Goethe-Institut selbst: „Wir sind fair, aber nicht neutral“, sagt Ruckteschell. Man stehe zu seinen „europäischen Werten“ und baue gleichzeitig Vertrauen auf.

Den größten Schwung erhielt die Deutschland-Bewunderung wohl durch die Pandemie. Aus britischer Sicht meinsterte die Regierung in Berlin die Corona-Krise geradezu beispielhaft. Über deutsche Engpässe bei Schutzkleidung oder Testkapazitäten wurde auf der Insel kaum berichtet. Dafür verglichen die Briten allabendlich die Todesfälle. Im Königreich, das 15 Millionen Einwohner weniger zählt als Deutschland, starben mehr als viermal so viele Menschen. Deutschland wurde zum Gradmesser. Warum schaffen die Deutschen, was wir nicht schaffen?, lautete die Frage, die den Regierenden in London auf dem Höhepunkt der Pandemie fast täglich gestellt wurde.

Plötzlich interessierte die Briten, was hinter dem deutschen Erfolg steckt. Sie lernten, dass Deutschland nicht nur ein effizienteres Gesundheitssystem hat – die Produktivität ist höher, das soziale Gefälle geringer, Bildung gerechter verteilt. Bisher waren Mittelstandskultur, Mitbestimmungsmodell oder Duales Bildungssystem Fachbegriffe für kauzige Deutschland-Kenner. Jetzt werden sie nicht nur von Kampfner erklärt und gepriesen. Auch David Goodhart zieht in seinem neuen Buch „Head, Hand, Heart“ – einem Plädoyer für mehr Gerechtigkeit auf dem Arbeitsmarkt – das deutsche Beispiel heran. In den Denkfabriken des Landes haben Deutschland-Studien ohnehin Konjunktur.

All dies ist in der Politik angekommen. Boris Johnson kündigte im Sommer an,

die Gesundheitsbehörde „Public Health England“ im Herbst aufzulösen und versprach einen Nachfolger, der sich am deutschen Robert-Koch-Institut ausrichten soll. Womöglich ist das nur der Anfang. Der „Daily Telegraph“, Johnsons Hauszeitung, stellte kürzlich eine pauschale Forderung: „Wir sollten uns fragen, warum Deutschlands Gesundheitssystem so viel besser reagiert hat, und es dann hier einführen.“ Ähnliche Töne hört man im Bildungsministerium. Dessen Chef, William Gavinson, verspricht seit Wochen ein „German-style FE-System“. FE steht für „further education“, also Weiterbildung – Vorbild ist das deutsche System.

Die Bewunderung des deutschen Modells kristallisiert sich in der Person der Bundeskanzlerin. Viele Briten bekommen feuchte Augen, wenn sie über Angela Merkel sprechen. Sie rühmen ihre Sachbezogenheit, ihre Arbeitshingabe und ihren Anstand. Kaum ein Gespräch vergeht, ohne dass der Deutsche geradezu ehrfürchtig zu ihr befragt wird. Zeitungen und Magazine preisen sie in regelmäßigen Abständen, mal als mächtigste Frau der Welt, mal als neue Führerin des alten Westens oder auch einfach nur als Glücksfall für die Deutschen. Merks Grenzöffnung von 2015 rief vielerorts Verwunderung hervor, aber nach drei Premierministern in gut vier Jahren, von denen der letzte Boris Johnson heißt, beneiden viele Briten die Deutschen für die Stabilität und das Augenmaß ihrer Regierung.

Stabilität, Augenmaß, Fairness – sind die Deutschen am Ende sogar die besseren Briten geworden? Der außenpolitische Kolumnist der „Financial Times“, Gideon Rachman, kam Anfang der Woche mit einem solchen Eindruck aus Berlin zurück: „Wenn man heute ‚understatement‘ britischer Art hören will, muss man nach Deutschland gehen“, schrieb er. „Die Atmosphäre in London ist hysterisch und insular. Es sind die Deutschen, die global denken und deren Maxime jetzt zu sein scheint: ‚Keep calm and carry on.‘“

Wenn Baroness Stuart of Edgbaston Derartiges hört, verdreht sie nur die Augen. „Ich bin so alt, dass ich schon mindestens die dritte Welle erlebe“, sagt sie abgeklärt. Seit Prinz Albert würden doch die Briten in regelmäßigen Abständen die Vorzüge des deutschen Systems entdecken, und genauso oft gehe es andersherum. „Einer sitzt immer auf der Couch“, spottet die Baroness, die mit Mädchennamen Gisela Gschaidler heißt und das Auf und Ab der deutsch-britischen Beziehungen wie wenige andere verfolgt.

Tatsächlich liegt der letzte Ausschlag noch gar nicht so lange zurück. Um die Jahrtausendwende, auf dem Höhepunkt der Blair-Ära, waren es die Briten, die ziemlich hämisch auf die Deutschen herablickten. Deutschland war das Land des Reformstaus, der „kranke Mann Europas“, wie der „Economist“ damals titelte. London dagegen prosperierte und feierte sich als „Cool Britannia“. Es ist nicht ohne Ironie, dass dieselben Leute, die sich damals über die Deutschen erhoben und die britische Führungsrolle in Europa beanspruchten, jetzt zu den größten Deutschland-Bewunderern zählen.

Für die Baroness, die ihr Brexit-Engagement ins Oberhaus getragen hat, steckt in der Deutschland-Schwärmerei viel falsche Nostalgie. Die wenigsten würden etwa die Klischees des deutschen Egalitarismus und des kommunalen Zusammenhalts wirklich hinterfragen, sagt sie. Wenn sie ihre Familie in Niederbayern besucht, beobachtet sie seit Jahren einen „Zerfall der Strukturen“. Verklärung, jedenfalls einen „simplistischen“ und gefärbten Blick werfen Kampfner auch andere Deutschland-Kenner vor. Sie erinnern an die gesellschaftlichen Spannungen durch die Migrationspolitik, an den Zulauf für die AfD, an die fadere Debatte, überhaupt an die Schattenseiten der Konsensgesellschaft. „Wie vorbildlich kann ein System sein, in dem ein Betrugsunternehmen wie Wirecard ungestört operieren kann und es britische Journalisten braucht, um die Bande aufzulegen zu lassen?“, fragt ein Deutschland-Kenner, der Kampfner nicht offen kritisieren will.

Baroness Stuart sieht Deutschland und Großbritannien als zwei Welten mit sehr unterschiedlichen Stärken und Schwächen, als zwei verwandte Pole, die sich immer wieder anziehen und abstoßen und dabei doch nicht näherkommen. In ihrer Zeit als Staatssekretärin (in der Regierung Blair) raunte ihr einmal ein Kollege vor einer heiklen Sitzung zu: „Es wäre hilfreich, wenn Sie jetzt nicht so deutsch wären.“ – „Was meinen Sie?“, fragte Stuart verblüfft zurück. „Sie denken wie Lego-Steine“, antwortete er und empfahl, die Dinge lieber in die Luft zu werfen und zu warten, was herunterfällt. Stuart nennt das die „kreative Schlampigkeit“ der Briten, mit der sie sich auf immer von den Deutschen unterscheiden würden; im Guten wie im Schlechten.

Viele Briten würden sagen, etwas mehr Legestein-Denken hätte das Königreich womöglich vor dem EU-Austritt bewahrt. Aber der Brexit bleibt nun einmal eine Glaubensfrage. Man kann ihn wie Kampfner als Kinderdummheit betrachten oder, wie die Baroness, als einen Akt der kreativen Zerstörung, der das Königreich in Zukunft vielleicht wieder zum Brennpunkt des Neids machen wird. Als der Spaziergang am Westminster Palace vorbeiführt, zeigt sie auf das eingerüstete Parlament und sagt: „So ist gerade das ganze Land: Es wird renoviert, hinter den Plastikplanen wird viel Schrott weggeräumt, aber wenn Sie Big Ben angucken, sehen Sie schon, wie schön das neue Zifferblatt erstrahlt.“